

Leseprobe aus:

Inge und Walter Jens

Katias Mutter



INGE UND WALTER JENS

KATIAS MUTTER

Das außerordentliche Leben
der Hedwig Pringsheim

KAPITEL 1

Im Hause Dohm

Es war mit Sicherheit eine der interessantesten – man könnte auch sagen: kuriosesten – Familien der preußischen Metropole, in die Hedwig Pringsheim am 13. Juli 1855 hineingeboren wurde. Ihr Vater, Ernst Dohm, Spross einer armen jüdischen Familie, war bereits als Kind getauft und von einer frommen Mutter sowie einer pietistischen Gönnerin zum Theologen bestimmt worden. Nach erfolgreich absolvierten Examenspredigten hatte er jedoch Talar und Beffchen an den Nagel gehängt und sich als Hauslehrer und Übersetzer durchgeschlagen, ehe er 1848 mit der Gründung der politisch-satirischen Zeitschrift *Kladderadatsch* endgültig ins literarisch-journalistische Genre wechselte. Sein profundes Wissen, sein ebenso stil- wie treffsicherer Witz und seine unterhaltlichen Fähigkeiten sowie eine offenbar beachtliche poetische Begabung verhalfen ihm schnell zu Ansehen und Beliebtheit.

Auch Hedwigs Mutter, deren Vornamen das Neugeborene erhielt, hatte in ihrer Ehe begonnen, sich als Schriftstellerin zu profilieren. Sie schrieb Novellen, Dramen und Gedichte, später auch Romane. Vor allem aber zog sie in öffentlichen Stellungnahmen und Essays gegen die These von der angeblich naturgegebenen Ungleichheit von Männern und Frauen zu Felde und wurde in den späten sechziger und siebziger Jahren, nachdem sie vier Kinder großgezogen hatte, zu einer der bekanntesten Kämpferinnen für die Zu-

lassung der Frau zu allen berufsqualifizierenden Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten.

«Kämpferin»? Zumindest Hedwig, die älteste ihrer vier Töchter, sah die Mutter anders: «Schön war sie und reizend; klein und zierlich von Gestalt, mit großen, grünlich-braunen Augen und schwarzen Haaren, die sie auf Jugendbildnissen noch in schlichten Scheiteln aufgesteckt trug, später aber abgeschnitten hatte, und die dann halblang und gewellt ihr wunderbares Gesicht umrahmten. Zart war sie, schüchtern, empfindsam, ängstlich. Wer sie nur aus ihren Kampfschriften kannte und ein Mannweib zu finden erwartete, wollte seinen Augen nicht trauen, wenn ihm das holde, liebeliche und zaghafte kleine Wesen entgegentrat. Aber ein Gott hat ihr gegeben, zu sagen, was sie gelitten, was sie in Zukunft ihren Geschlechts-Schwestern ersparen wollte.»

Der Roman *Schicksal einer Seele* vom Beginn des neuen Jahrhunderts oder die noch ein Dezennium später entstandenen *Erinnerungen einer alten Berliner* zeigen, dass Hedwig Dohms Einsatz für ihre Geschlechtsgenossinnen seine Wurzeln in den Leiden ihrer eigenen traurigen und glücklosen Kindheit hatte.

Zwischen einem «indolenten» Vater und einer Mutter «von unbeschreiblicher Verständnislosigkeit und engherziger Borniertheit» war sie im Kreis von ursprünglich 18 Geschwistern aufgewachsen, von denen acht Buben und acht Mädchen überlebten. Dem stets in seiner Fabrik beschäftigten Vater fehlten offenbar Zeit und Bildung, um die Bedürfnisse der sensiblen Tochter wahrzunehmen. Zwar sei er, wie Hedwig Dohm später betonte, künstlerisch nicht unbegabt gewesen, habe aber sein «erstaunliches» Zeichentalent, den milieuspezifischen Vorurteilen der Zeit folgend, nicht ausbilden dürfen. Auch seine Schulzeit sei auf das Minimum reduziert gewesen: «Mit vierzehn Jahren saß er bereits im Kon-

tor der väterlichen Fabrik»: «ein stiller ergebener Herr», ein «Sonntagsvater», der seinen Kindern, wie die Tochter betont, niemals «einen Schlag gegeben» habe. Und doch: «Wir wußten nichts von ihm, er wußte nichts von uns.» – Als Kaufmann aber muss er erfolgreich gewesen sein, und dass er seine Braut erst nach der Geburt des zehnten Kindes heiratete, hatte mit Sicherheit keine ökonomischen Gründe.

In den Augen der Tochter wurde das Leben der Kinder ausschließlich durch die Mutter bestimmt; sie sei der «Herr im Hause» gewesen: eine robuste, aufbrausende und herrschsüchtige Frau, tüchtig im Haushalt, aber ohne jedes geistige Interesse und unfähig, Wärme und Zuneigung zu zeigen. Doch habe auch sie über eine künstlerische Begabung: Musikalität und eine schöne Stimme, verfügt.

Hätte man Vater und Mutter erlaubt, ihre Talente zu entwickeln, mutmaßte die lebenserfahrene Frauenrechtlerin 1912, das Familienleben im Hause Schleh «hätte sich wahrscheinlich ganz anders gestaltet» – ohne jene hierarchischen Maximen von der Herrschaft des Mannes über die Frau, der Eltern über die Kinder, der Hausfrau über ihre Dienstboten, die sich auch in der Erziehung niederschlugen. Was den Knaben selbstverständlich gewährt wurde: Bildung oder zumindest doch Ausbildung, körperliches Training, Rudern, Reiten, Schwimmen, blieb den Mädchen mit der gleichen Selbstverständlichkeit versagt. Ja, selbst das Lesen galt als schädlicher Müßiggang, der hinter Haus- und Handarbeiten zurückzustehen hatte. Allein die Schulpflicht wurde akzeptiert, wenn auch weniger als Chance, den Wissensdurst zu befriedigen, denn als gesetzlich verordneter Luxus, der zum erstmöglichen Zeitpunkt zu beenden war.

Nur mit Schaudern hat Hedwig Dohm später jener Zeit gedacht, da sie, statt lernen und lesen zu dürfen, gehalten war, in der «grünen Plüschstube» der «spießbürgerlichen

Wohnung» nahe dem Halleschen Tor, «häßliche Teppiche» mit «großen, knalligen Blumen zu verzierern», «die nach einem Muster abgestickt» werden mussten, sodass sie sich gefragt habe, warum denn Mütter das Recht hätten, ihren Kindern so viel Herzeleid anzutun, und warum selbst sie, die doch «Kind wohlhabender Leute war», gezwungen wurde, «wie ein Sträfling» widrige Arbeiten verrichten zu müssen: «Warum mußte ich heimlich, als wär's ein Verbrechen, lesen? Warum durfte ich nichts lernen? Meine Brüder wollten und mochten nichts lernen und wurden dazu gezwungen.»

Einen Ausweg aus dieser Misere versprach allenfalls die Ehe. Und so erwies es sich denn als glückliche Fügung, dass Freunde dem wohlhabenden jüdischen Fabrikanten Gustav Schlesinger – seit seiner Taufe Gustav Schleh – den «entgleisten Theologen» Ernst Dohm für die Rolle eines Sprachlehrers empfahlen, als Frau und Tochter Hedwig sich zum Besuch eines in Spanien verheirateten Sohnes und Bruders rüsteten. Obwohl der junge Mann nach eigenem Bekunden kein Wort Spanisch beherrschte, setzte er durch die Art seines Unterrichts die Damen des Hauses offenbar ausreichend instand, die Reise mit Gewinn zu absolvieren. Gewinn in doppelter Hinsicht: Ein Jahr nach der Rückkehr der Familie aus Spanien hielt der Hauslehrer – inzwischen angesehener, wenn auch schlecht besoldeter Chefredakteur des *Kladderadatsch* – um die Hand von Tochter Hedwig an, ein Unterfangen, dem, wie die Familiensaga berichtet, Fabrikant Schleh nur ungern und nach langem Zögern seine Zustimmung gab. Er hätte sich – so fast ein Jahrhundert später die Interpretation seiner Enkelin Hedwig Pringsheim – einen solideren Schwiegersohn gewünscht.

Ernst und Hedwig Dohm heirateten 1852. Zumindest die ersten Ehejahre brachten der jungen Frau jedoch nicht die

Erfüllung ihrer Träume: «Kümmerlich und bescheiden» sei es zugegangen in der jungen Wirtschaft, berichtete Tochter Hedwig später, innerhalb weniger Jahre hätten sich fünf Kinder eingestellt: zunächst ein Junge, der jedoch mit zwölf Jahren an Scharlachfieber gestorben sei, dann «Jahr um Jahr ein Töchterchen, vier hübsche, vielversprechende Mädchen». Für eine sich derart vergrößernde Familie aber habe das knappe Gehalt nie gereicht, und da zusätzlich noch Mutter und Schwester zu versorgen gewesen wären, habe der Vater Schulden machen müssen: «Und wie es dann so geht mit Schulden, sie wachsen lawinengleich an, bis sie den schuldlos Schuldigen eines Tages verschütten.»

Die Mär vom schuldlos Schuldigen war indes nur ein Teil der Wahrheit. Zeitgenossen – auch jene, die Ernst Dohm wohl wollten – sahen die Sache anders: Zwar billigten auch sie ihrem Kollegen zu, dass er – was ihn selbst anging – nicht verschwenderisch war, sondern auch noch als Familienvater den Wert des Geldes nicht kannte und deshalb stets freigebiger war, als es seine Verhältnisse zuließen. In der Tat war stadtbekannt, dass Ernst Dohm immer mehr gab, als nötig war, und selbst notorischen «Schnorrern» auch dann keine Bitte abschlug, wenn er sicher wusste, dass er selber am nächsten Tage sich etwas borgen musste. Aber der eigentliche Grund der ständigen Geldmisere sei seine «Leidenschaft zum Glücks-Spiel» gewesen, eine Sucht, der Ernst Dohm offenbar viele Jahre lang verfallen war.

Davon allerdings ist in den Feuilletons, die Tochter Hedwig als alte Frau zwischen 1928 und 1932 für die *Vossische Zeitung* schrieb, nichts zu lesen. Im Gegenteil: Sie hat niemals aufgehört, ihren «überaus zärtlichen Vater» vehement gegen den Vorwurf der Schuldenmacherei zu verteidigen, und die gravierenden Folgen, die seine Schwäche zeitweilig für die Familie hatte, poetisch zu verklären: «Ich erinnere

mich aus meiner frühesten Kindheit, daß immer so komische kleine geheimnisvolle Zettel an versteckten Stellen unserer Möbel klebten, manchmal verschwanden die Möbel sogar, manchmal kamen sie wieder; es war eine unseriöse und spannende Angelegenheit. Sehr deutlich entsinne ich mich des Tages, an dem unser Klavier abgeholt wurde, denn da waren wir schon größere Mädchen mit Musikunterricht. Während die in der Etage unter uns lebenden Freundinnen und frommen Beschützerinnen der Familie ihr Haupt verhüllten und bitterlich weinten, führten wir Kinder einen wilden Indianer- und Freudentanz um das arme kleine Piano herum auf, weil wir nun keine Klavierstunden mehr zu nehmen brauchten.»

Doch wie romantisch auch immer die Kinder ihre familiäre Situation empfunden haben mögen – ohne die Freunde, die sich viele Jahre lang nach besten Kräften bemühten, die Folgen der Dohm'schen Schuldenmacherei so weit irgend möglich im Rahmen des gesellschaftlich gerade noch Erträglichen zu halten, hätte die Spielleidenschaft des Vaters die Familie in den Ruin getrieben. Aber auch die selbstloseste Unterstützung konnte nicht verhindern, dass zumindest einmal, im Winter 1869/70, der Haushalt kurzerhand aufgelöst werden und die Familie das preußische Staatsgebiet verlassen musste. Doch selbst diese Episode scheint den Kindern – oder doch zumindest der ältesten Tochter – eher als kurzweiliges Abenteuer denn als schreckliches Drama in Erinnerung geblieben zu sein: «Vater ging für den Winter nach Weimar, Mutter zu ihrer Malerin-Schwester nach Rom, meine drei jüngeren Schwestern kamen nach Eisenach in eine Pension; nur ich als fanatische Berlinerin von 14 Jahren blieb bei den Großeltern in der Tiergartenstraße.» Im Sommer aber habe sie den Schwestern in das Pensionat folgen sollen, und die Gelegenheit, ihre Reise in Weimar zu unterbrechen, benutzt,

um dem Vater einen jedenfalls kurzen Besuch abzustatten.

Doch aus den geplanten paar Stunden sei unversehens eine volle Woche geworden, da der stolze Vater vor der anlässlich der gerade beginnenden Beethoven-Zentenarfeierlichkeiten angereisten europäischen Musikprominenz «mit seiner hübschen Tochter gerne etwas prunken wollte» – was offensichtlich niemandem Probleme bereitete. Die einzige Schwierigkeit sei gewesen, in der überfüllten Stadt ein Unterkommen für das Kind zu finden, aber Franz Liszt, «der dort Allmächtige», habe einfach bestimmt, dass sie bei seiner damaligen Geliebten, einer «pikanten, zierlichen kleinen Polin» namens Janina, nächtigen würde. Das natürlich sofort einsetzende «berechtigte Kopfschütteln» der «ehrwürdigen Bonzen von Weimar» habe weder den «göttlichen Liszt» noch den «göttlichen Vater» gestört, und für sie, das neugierige Kind, sei die unverhoffte Begegnung mit «all den Berühmtheiten wie Frau Viardot, Saint Saëns, Franz Liszt, Turgenjew und wie sie alle hießen» ein unverhofftes Glück und eine große Bereicherung gewesen.

Der kurz nach diesem Ereignis ausbrechende Deutsch-Französische Krieg machte die Rückkehr Ernst Dohms nach Berlin unumgänglich. Es scheint, dass dieses vaterländische Ereignis die alten Unannehmlichkeiten und drohenden Strafen mit einem Schlage hinfällig gemacht habe: «Im Herbst 1870 fand sich die ganze Familie wieder in der neu eingerichteten Wohnung in der Magdeburger Straße zusammen, die Gehälter der Gelehrten des *Kladderadatsch*, die offenbar zu einer Art Teilhaber aufgestiegen waren, «wurden wesentlich aufgebessert», und von da ab lebte die Familie «in ziemlich rangierten Zuständen, ganz gesellig und angenehm».

Mag sich die Geschichte in der Rückschau der Tochter ein wenig verklärt ausnehmen: Auch Berichte von Zeitzeugen

zeigen, dass jene spektakuläre Wohnungsauflösung und Berlinflucht aller Familienmitglieder tatsächlich der Reputation des Hauses Dohm kaum geschadet haben – ebenso wenig wie einige Jahre zuvor ein Gefängnisaufenthalt des Vaters, der im Herbst des Jahres 1864 wegen angeblicher Beleidigung einer Prinzessin arretiert worden war. Auch diese Geschichte fand ein versöhnliches Ende. Der Beginn allerdings muss dramatisch gewesen sein. In einer ihrer feuilletonistischen Retrospektiven erinnerte sich Tochter Hedwig des familiären Entsetzens, als es eines Tages hieß: «Vater kommt ins Gefängnis»: «Wir Kinder heulten wie die Schloßhunde; denn wir führten ein zärtliches Familienleben, und Vater war einfach himmlisch. Und dann: wie sollten wir uns in der Schule blicken lassen, das war doch grauenhaft, mit Vater im Gefängnis! Andererseits fiel aber doch auch etwas vom Glorienschein seiner Märtyrerkrone auf uns Kinder, wir waren gewissermaßen geweiht durch ein außerordentliches Schicksal. Die Sache hatte ihre zwei Seiten: Wir waren gezeichnet, aber doch auch ausgezeichnet.»

Und dann die Enttäuschung über das zivile Ambiente, in dem der Delinquent beim ersten Familienbesuch «vorgeführt» wurde. Der Gefängnisdirektor hatte – «vermutlich gegen seine Instruktionen», wie die Schreiberin betonte – angeordnet, «daß der Schwerverbrecher seine Familie in seiner Privatwohnung empfangen dürfe». Zudem stand der Vertreter der Obrigkeit während des ganzen Besuchs «mit dem Rücken gegen uns» unentwegt aus dem Fenster auf die Straße schauend – und bemerkte offenbar überhaupt nicht, «daß die Kinder seinem Gefangenen eine Wurst, eine Flasche Rotwein und ein Töpfchen Gänseschmalz in die Taschen seines Röckchens applizierten».

Nun, der Vater wurde vorzeitig entlassen. Bismarck selbst hatte, eine gute Stunde beim Kaiser nutzend, die Verkürzung

der Strafe erwirkt. Das Selbstwertgefühl der Familie blieb ganz offensichtlich unangetastet, und die Kinder waren um ein aufregendes Erlebnis reicher.

Wie aber empfand die Mutter ihr Leben inmitten all dieser nervenaufreibenden Bedrohungen und Geschehnisse? Vieles spricht dafür, dass sie sich trotz aller Schwierigkeiten nicht in die Welt ihrer Kindheit zurückgesehnt hat.

Genaueres wissen wir nicht. Von ihren offenbar zahlreichen Briefen haben sich nur ganz wenige erhalten, und ihre Schriften geben allenfalls bedingt Auskunft. Einige Zeitgenossinnen behaupten, die Ehe sei unglücklich gewesen. Wir sind dessen nicht so sicher. Hedwig Pringsheim schreibt, dass ihr Vater die Mutter nicht ermutigt, aber auch nicht gehindert habe, sich als Schriftstellerin zu versuchen. Ob ihr jemand anders half? Es gibt Gerüchte, dass Hedwig Dohm mit Ferdinand Lassalle eine intensive, ja intime Freundschaft verbunden habe. Unstrittig ist, dass beide Partner ihre offenbar umfangreiche Korrespondenz in gegenseitigem Einverständnis vernichteten. Unstrittig ist ferner, dass Hedwig Dohm ihr volles schriftstellerisches Talent erst nach dem Tod ihres Mannes entfaltete, der ihr – auch das ist offenbar unstrittig – von Anfang an untreu war. Aber muss ihr Leben deswegen unglücklich gewesen sein?

Die Jugenderinnerungen von Tochter Hedwig sprechen dagegen. Sie erzählen fast durchgehend vom Leben in einer intakten Familie, in der es zwar oft ärmlich und sehr unkonventionell zugeht, die Kinder sich aber nicht nur akzeptiert, sondern geistig gefördert und emotional geborgen fühlen konnten. Das ist bei Kindern «unglücklicher» Mütter selten der Fall. «Als Mutter war sie ein Märchen», urteilte Hedwig Pringsheim zu einem Zeitpunkt, da sie selbst Mutter erwachsener Kinder war. «Eine süße Zärtlichkeit, eine aufopferungsvolle Liebe, ein stetes Sinnen und Trachten, ihre Kin-